

Hermann Lübbe:

### **Zeit im Alter. Neue Aspekte eines alten Lebensthemas.**

Vorweg möchte ich einige spezifische Zeitnutzungszwänge skizzieren. Diese Zwänge prägen auch das moderne Alter, und das möchte ich anschliessend anschaulich machen. Schliesslich soll von einer epochenindifferenten Zeiterfahrung die Rede sein, die altbekannt, aber unbeschadet ihres Alters nicht veraltet ist. Also:

#### I. Zeitnutzungszwänge.

Moderne Zeitnutzungszwänge verlangen eigene Tugenden, die uns ihnen gewachsen sein lassen, und die allbekannteste unter ihnen ist die Pünktlichkeit. Nicht, dass die Anforderungen der Pünktlichkeit in vormodernen Zivilisationsepochen überhaupt unbekannt gewesen wären. Aber sie hatten ihre sozial und kulturell herausgehobenen Orte – vorzugsweise in hochrituell geordneten Zeitabläufen des höfischen und kirchlichen Lebens. Die Pünktlichkeit sei die Höflichkeit der Könige – diese Redeweise ist, wenn auch selten gebraucht, noch verfügbar. Fast ein Viertel der Mitgliedsländer der Europäischen Union sind ja auch heute noch Monarchien, überwiegend altbewährte Demokratien überdies, und es ergäbe eine absurde Szene, wenn man sich vorstellte, in Erwartung der Anfahrt der Königin zur Geburtstagsparade schaute das Volk teils ungeduldig, teils besorgt auf die Uhr mit dem Gemurmel „Wo bleibt sie nur?“. – Für die Einhaltung der Zeitordnung religiöser Riten würde in einem besonders wichtigen Fall der Blick auf eine Uhr nicht einmal genügen. Für die Festlegung der beweglichen Feiertage des christlichen Kirchenjahrs gilt das. Für die temporal korrekte Identifikation künftiger Ostertage ist man auf astronomisches Expertenwissen angewiesen, und schon in der Antike stand dieses Wissen zur Verfügung. Die Prognosen der kommenden ersten Sonntage nach Vollmond nach Früh-

lingsanfang sind nicht common-sense-fähig und beruhen ersichtlich nicht auf Gemeinerfahrungen mit der Pragmatik von Jahresabläufen.

Erst die moderne Zivilisation hat Minutenpünktlichkeit alltäglich und gemeinverbindlich werden lassen. Es handelt sich bei diesem Vorgang nicht um einen kontingenten kulturellen Wandel massenhafter Fetischisierung der Uhr, gegen die wir Ideale einer zeitzwangsfreien Lebensverbringung aufbieten sollten. Der fragliche Zeitzwang resultiert vielmehr aus objektiven zivilisatorischen Lebensumständen, die längst irreversibel geworden sind. Worum handelt es sich? „Modern“ – damit ist hier die soziale und räumliche Expansion unserer wechselseitigen Abhängigkeiten gemeint, die uns inzwischen zu unserem wechselseitigen Vorteil technisch und ökonomisch, kulturell und politisch miteinander verbinden. Die Zeit wird darüber zum aufdringlichen Medium fälliger Handlungskoordination, und der Eisenbahnbau hat das bekanntlich zuerst breitenwirksam sinnfällig gemacht. Für Betrieb und Nutzung verlangt hier das Verkehrssystem minutiöse Agenden, nämlich Fahrpläne einerseits und ihre konsequente Beachtung bei Spediteuren oder Reisenden andererseits. Erst die Omnipräsenz von Uhren, wie sie heute jeder Tafelklässler bereits bei seiner Einschulung am Arm trägt, macht das möglich, und die Welteinheitszeit, die es erlaubte, jede Ortszeit in jede andere nach Abständen vom Null-Meridian Londons umzurechnen, besorgte schon im 19. Jahrhundert die dafür nötige temporale Globalisierung.

Sprichwörter haben bekanntlich eine hohe Alterungsresistenz. Entsprechend sind neue Sprichwörter selten erfolgreich. Umso auffälliger ist die Gemeinverbreitung des Dictums „Wer zu spät kommt – den bestraft das Leben“. Wer den Wecker überhört, schaut dem Zug hinterher. An das historisch-politische Faktum, dass der Zug der Zeit nicht nach einem ideologisch verwalteten Geschichtsfahrplan verkehrt, vielmehr plötzlich einfährt oder abfährt, hat Gorbatschow mit seinem Wort erinnert. Einzig fortdauernde Geistesgegenwart lässt uns insoweit stets pünktlich zur Stelle sein.

Eine in den frühen Jahren des später so genannten Wirtschaftswunders verbreitete Kulturkritik wollte wissen, die Zeitzugstugend der Pünktlichkeit habe die Menschen auf dem Weg zum Wohlstand der Hetze ausgeliefert. Die „Managerkrankheit“ sei das zeittypische Leiden zum Tode, dass das rhythmisierende, Zeittakt vorgebende

Organ, das Herz nämlich, eines Tages definitiv in den Streik treten lasse. Das war schlechte Kulturkritik. Die Erfahrung lehrt doch: Tätige Menschen sind im Regelfall zugleich zeitorganisationsfähige Menschen, und just ihre Pünktlichkeit erlaubt es ihnen, gelassen zu bleiben. Gehetzt hingegen ist, wer in seiner Unfähigkeit, sich rechtzeitig aufzumachen, immer wieder zu spät kommt. –

Klassisch ist der Zeitnutzungsimperativ „Carpe Diem“, und im gymnasialen Lateinunterricht wurden wir mit ihm bei der Lektüre der Carmina des Horaz bekannt gemacht. Gute Lehrer wussten auch an den antiken Sinn der Mahnung zu erinnern, nämlich zu nehmen, was der heutige Tag bietet, um bei der Kürze des Lebens sowie der Ungewissheit der Zukunft nicht erwartungsverblendet die Gegenwart zu verlieren. Inzwischen kann uns „Carpe Diem“ auch als Leitspruch moderner Unternehmensphilosophie begegnen. Alsdann hört man im Horaz-Zitat das neuzeitliche „Time is money“ mit, und auch das stimuliert viele Zeitgenossen zu kulturkritischen Klagen. Zu solchen Klagen haben wir tatsächlich immer wieder einmal Anlass. Gleichwohl bleibt der Satz „Time is money“ richtig, und er ist auch moralisch bedeutungsvoll. Man erinnere sich zeitnutzungshistorisch an die ungeheueren 20'000 Pfund, die die britische Admiralität im 18. Jahrhundert für die Konstruktion einer Uhr auslobte, deren Präzisionsgang es erlauben würde, die astronomische Zeit mit einer Abweichung von weniger als drei Sekunden pro Tag zu messen. „Der Teufel hat nur wenig Zeit“ – an dieses Bibelwort scheint man sich hier erinnern zu sollen. In wohlbestimmter Hinsicht das sogar korrekt. Zu den teuflischen Gefahren der christlichen Seefahrt gehörte nämlich vor der funkmesstechnischen Standortbestimmung von Schiffen die alte Schwierigkeit, den Meridian ihrer Position exakt zu vermessen. Das gelingt nur in genauer Kenntnis des Zeitpunkts der Messung des Winkelabstands eines angepeilten Gestirns, und Sekundenfehler haben Standortirrtümer in der Dimension von Seemeilen zur Konsequenz. Und jetzt erkennt man: Je genauer die Zeitmessung, umso geringer die Zahl der sonst nach statistischer Evidenz unvermeidlichen Strandungsunfälle; die teuren Schiffsversicherungsprämien können billiger werden; weniger Seefahrersfrauen werden zu Witwen und die Furcht, eine neuerliche Armada könne England bedrohen, wird kraft gesicherterer Fahrt der Flotte auch noch geringer. – Das ist die Zeitnutzungsmoral, die den Beifall des common sense für sich hat.

Pädagogen und sonstige Erzieher, deren Zuständigkeit früher definitiv mit jenem Tage endete, an welchem wir die Schule hinter uns hatten, begleiten uns mit ihren Dienstleistungen inzwischen sogar über die Pensionsgrenze hinaus lebenslänglich. Der einschlägige Zeitnutzungsimperativ lautet „Life-long-learning“ und ist in allen europäischen Sprachen präsent. Dass das seine guten Gründe hat, ist nicht zu bezweifeln. Exemplarisch heisst das: Die Computer-Kurse für Pensionisten, wie sie unsere Volkshochschulen anbieten, sind frequentiert. Jede Universität bietet zu Fortbildungszwecken Spezialkurse für bereits Berufstätige an. Vorlesungen für Senioren gibt es ausserdem, und auch an Professoren, die sich dafür als Dozenten zur Verfügung stellen, mangelt es nicht. Sogar den Versuch der Gründung einer speziellen Senioren-Universität für das anspruchsvollere Publikum eines Bades der gehobenen Klasse hat es schon gegeben, nämlich in Meran. Der Versuch ist freilich vorerst gescheitert, was uns an Grenzen der Möglichkeiten erinnern mag, das Alter zu pädagogisieren. –

Schliesslich sei exemplarisch ein vierter Zeitnutzungsimperativ erwähnt, nämlich die gemeine Verpflichtung, das jeweils Neue nicht zu verpassen, nicht zurückzufallen und für Besseres aufgeschlossen zu bleiben. In der Tat: Was sollte denn die expandierenden Aufwendungen für die Forschung rechtfertigen, wenn nicht die Aussicht auf neues Wissen, das sich in neue und hilfreiche Könnerschaften umsetzt? In unserer dynamischen Zivilisation wird von der Technik bis zur Kunst die Innovation prämiert, und die Folgen für unser Verhältnis zur Zeit, die das hat, seien exemplarisch erläutert. Wenn ein Textilunternehmer – so beschreibt es eine wirtschaftshistorische Dissertation – um die Mitte des 19. Jahrhunderts seine alten Manufakturen mit den nun verfügbaren dampfgetriebenen Webereimaschinen ausstattete, so konnte er diese Maschinen stehen lassen und nutzen, bis sie nach etwa 30 Jahren gebrauchabhängig verschlissen waren. Hätten er oder sein Sohn es sich aber einfallen lassen, die Ersatzmaschinen der neuesten technischen Machart noch einmal über die Dauer einer ganzen Generation hinweg zu nutzen, so hätte das Unternehmen drei Lustren später schliessen müssen. Inzwischen waren nämlich kraft der Dynamik des Werkzeugmaschinenbaus leistungsfähigere Produkte auf dem Markt, die es ihrer Produktivitätsvorteile wegen längst vor dem Verschleiss der älteren Maschinen zu installieren galt.

Für unser modernes Verhältnis zur Zeit bedeutet das: Eine neue, zusätzliche Bedeutung des Wortes „alt“ drängt sich auf – statt „alt und verschlissen“ jetzt „alt und veraltet“. Evolutionstheoretisch heisst das: Mit der Neuerungsrate steigt zugleich die Veraltensrate, und nie zuvor war eine Zivilisationsepoche mehr als die unsrige durch die Präsenz bereits veralteten Zivilisationsguts geprägt. Komplementär dazu expandieren die Technikmuseen, die Kunstmuseen als Schauhäuser der Avantgarde von gestern gleichfalls, und die Halbwertszeit der wissenschaftlichen Literatur sinkt ab.

Was heisst es, in einer zeitnutzungskonsequent wie nie zuvor dynamisierten und eben deswegen alterungsträchtigen Zivilisation alt zu sein? Das ist die Frage, die uns nach diesem Blick auf die Zeitverfassung modernen Lebens im zweiten Teil dieses Vortrags beschäftigen soll.

## II. Alter im Fortschritt.

Es ist plausibel, dass sich komplementär zum skizzierten Bild einer modernen Zeitverbringung unter Zeitnutzungsimperativen das Ideal einer von solchen Imperativen gerade freien Zeit herausbilden musste. Die Urlaubszeit war von dieser Vorstellung lange geprägt, und sie ist es in Resten auch heute noch. Auf Lanzarote oder wahlweise auch auf Spiekeroog, wo ja, salopp gesprochen, gar nichts los ist, könne man eben deswegen „die Seele baumeln lassen“ – so liest man gelegentlich im drittklassigen Reisefeuilleton. Die Wahrheit ist, dass es gut tun kann, eine kleine Weile lang nichts tun zu müssen und sich nach den elementaren Massgaben der Vernunft des Leibes dem Wechsel der Tageszeiten zu überlassen. Aber schon die Zeit eines kurzen Urlaubs ist dafür viel zu lang. Der erfahrene Spiekeroog-Urlauber weiss das natürlich. Die Umstände, in die versinkt, wer es weniger gut weiss, kommen dem Urlaubspfarer mit seinen Gottesdiensten und Andachtsangeboten zu gute. Während am 7. Sonntag nach Trinitatis, also mitten in der Urlaubszeit, die heimischen Kirchen nahezu leer sind, kann das kleine Inselkirchlein den Zudrang der Betberreiten unter den Feriengästen gar nicht fassen. Auch diejenigen, die sonst seltener an Gottesdiensten teilnehmen, sind nun für Erfahrungen aufgeschlossener, die uns bitten und danken lassen.

Freie Selbstbestimmung zu sinnvollem Tun prägt zu wachsenden Anteilen die Alterszeit. Man vergegenwärtige sich: Der Anteil der Berufsarbeitszeit an der Lebenszeit ist in der Geschichte der modernen Industriegesellschaft in den hochentwickelten Ländern durchschnittlich um die Hälfte abgesunken – von ungefähr siebzehn oder achtzehn Prozent auf etwa acht Prozent. Das hat mannigfache Gründe – vom Anstieg der Lebenserwartung, die sich in den zweihundert Jahren der neueren Industriegesellschaft verdoppelt hat und bekanntlich auch derzeit immer noch zunimmt, bis hin zur Verlängerung der Schul- und Ausbildungszeiten, die zwar tätig, aber doch nicht mit Arbeit im arbeitsrechtlichen Sinne verbracht werden. Man erinnere sich auch an die Jahre grosszügig gehandhabter vorzeitiger Pensionierung und an die Praxis der Frühverrentung, die die Arbeitslosenstatistik schönen sollte, aber auch dem kulturell zeitweise herrschend gewesenen Ideal entsprach, die beste Zeit des Lebens sei die nutzungspflichtfreie Zeit. So oder so: inzwischen hat die demographische Entwicklung, die die Jungen mit rasch wachsenden Lasten zur Finanzierung der Renten und Pensionen der Alten bedrängt, die Wege des vorzeitigen Rückzugs aus dem Arbeitsleben verlegt. Nichtsdestoweniger haben wir heute Aussicht, im sozialstatistischen Durchschnitt ein Viertel unserer Lebenszeit als Ruheständler zu verbringen. Nie zuvor gab es das, und die Konsequenz, die sich lebenspraktisch daraus ergibt, lässt sich folgendermassen zusammenfassen: Historisch beispiellos weit dehnen sich heute, zumal im Alter, die Lebenszeitanteile, in denen nichts geschähe, wenn es nicht selbstbestimmt geschähe.

Es hat seine bezwingende Evidenz, dass die Alterslebenszeit in ihren heute gegebenen Dimension sich nicht urlaubsanalog verleben liesse, und wo man es unerzogen, gar missberaten dennoch versuchte, müsste die Alterszeit allein schon deswegen zu einer Zeit des selbstverschuldeten Unglücklichseins werden. Das ist glücklicherweise gemeinhin bekannt, und in der üblich gewordenen frohen Bekundung, statt in den Ruhestand sei man in den Unruhestand geraten, spiegelt sich das. Geschmackssicher ist diese Bekundung sicherlich nicht. Unruhe macht nicht frohgestimmt, wohl aber Tätigkeit, an deren Sinn sich nicht zweifeln lässt. Glück ist ja nach alter, aber nicht veralteter, also klassischer Lehre antiken Ursprungs eine Nebenfolge sinnerfüllten Tuns, insbesondere wenn dieses Tun unsere Kräfte fordert – physisch, psychisch und

moralisch, ohne uns fortdauernd zu überfordern. Im kleinen Exempel gesagt: Einen Anhauch des Glücks verspüren wir im Blick aufs getane Werk, wenn wir uns den Schweiss von der Stirn wischen – vorm winterfest gemachten Rosenbeet, nach erledigter, aber nötiger lästiger Post, im Applaus für den wohlgeratene Rechenschaftsbericht, den man als Präsident eines gymnasialen Alumnivereins statutengemäss zu erstatten hatte. Der optimale und zugleich häufige Fall tätiger Altersverbringung ist die Fortsetzung der Tätigkeit in Anknüpfung an die Arbeit, die einem auch schon berufspraktisch Freude gemacht hatte. In vielen akademischen Tätigkeiten ist das möglich und in der Forschung zumal, soweit sie nicht betriebsförmig an grosse Institute gebunden ist. In nicht-erfundenen Beispielen heisst das: Der berühmte Professor für Mathematik, der die altersabhängig nachlassende mathematische Kreativität richtig einzuschätzen weiss, fügt seinem Wissenschaftlerleben mathematikhistorische Arbeiten hinzu. Der Feuerwehrexperte für den Rettungsleitereinsatz übernimmt den Vorsitz in der Seniorenabteilung. Die Arzttwitwe, die als ehemalige medizintechnische Assistentin mit dem Spitalswesen vertraut ist, reorganisiert die vernachlässigte Bibliothek des Kreiskrankenhauses. Und so in allem. Die schon erwähnten Organisationsformen unterschiedlichster Seniorenaktivitäten passen dazu.

Es hat seine unabwendbaren biotischen Gründe, dass Gesundheit und Krankheit uns im Alter häufiger und überdies auch häufiger anhaltend zu beschäftigen haben. Weit über die Fälle hinaus, in denen wir uns dabei auf medizinische und pharmazeutische Hilfen angewiesen wissen, wird in unserer lang gewordenen Alterszeit der Beitrag, den wir selbst zur Erhaltung und Festigung unserer Gesundheit leisten können, zum Lebensthema. Was für ein Beitrag ist das? Auf diese Frage lässt sich tatsächlich eine Antwort geben, die nicht die Spezialität von Einzelfällen und Expertenzuständigkeiten betrifft, vielmehr Sache gemeiner Lebensführungskunst ist. In jedem der zahllosen einschlägigen Hausbücher, die dazu heute verfügbar sind, findet sie sich, in den Gesundheitssendungen der Massenmedien wird sie verbreitet und auch in den Printmedien wird sie beharrlich wiederholt. Die grossen Tageszeitung, so weiss man, haben heute Schwierigkeiten, sich zu behaupten. Komplementär dazu steigt der Absatz etlicher Gratisblätter, und als eines der weltweit erfolgreichsten Gratisdrucksachen darf die Zeitschrift gelten, die heute in Deutschland vierzehntäglich dem Apothekenkunden in die Hand gedrückt wird. Das ist kein Fachblatt, vielmehr eine Informati-

onsdienstleistung zu Händen der Laien, und nach meinem Laienurteil ist die Qualität dieser Dienstleistung erstklassig. Der Leser wird nicht zu pseudomedizinischen Urteilen verleitet, vielmehr sicher bei seinen subjektiven Befindlichkeiten abgeholt und zu besserer Wahrnehmung dieser Befindlichkeiten angeleitet. Und überdies wird wirksam für eine gesundheitserhaltungsdienliche Lebensregel geworben, die allen Gesunden und vielen Rekonvaleszenten zugänglich ist. Die Regel lautet: Seid mässig und bewegt euch. Neu ist das nicht, vielmehr ein Erbstück antiker Moralistik, deren Relevanz ineins mit unserer expandierenden Alterslebenszeit zunimmt.

Alterszeitnutzung verlangt uns mehr noch als die Nutzung der Zeit in jüngeren Lebensjahren Fähigkeiten der Selbstbestimmung ab, und diese Fähigkeiten sind ungleich verteilt. Möglichkeiten, insoweit für Ausgleich zu sorgen, sind gegeben. Aber die Grenzen guter Absichten, unsere Fähigkeiten selbstbestimmter Zeitnutzung zu fördern, sind im Alter noch enger als in der Jugend gezogen. Alt existieren wir ja wie nie zuvor gewohnheitsfixiert. „Überidentität“ nannte entsprechend der Soziologe Schelsky das altersspezifische Persönlichkeitsprofil – ein Fachwortäquivalent für „Altersstarre“. Kurz: Fähigkeiten der Selbstbestimmung, die man nicht schon früher erworben hätte, lassen sich im Alter noch schwerer als in jüngeren Jahren erlernen. Eben aus diesem Grund blüht unter Senioren nicht nur wie nie zuvor die Kultur moderner Alterslebenswelten.

Überforderungen durch die Freiheiten der Alterzeit gibt es aber auch noch – von Pathologien, für die in extremen Fällen die Alterspsychiatrie zuständig ist, ganz abgesehen. Vergewenwärtigen wir uns diesen Bestand literaturgeschichtlich. Es ist kein Zufall, dass Erfahrungen der Langeweile im Kontext moderner Lebenskultur an Aufdringlichkeit gewonnen haben. Ganze Philosophien sind in der bürgerlichen Epoche der zähen Zeit gwidmet, die, untätig verbracht, nicht vergehen will – die Philosophie Schopenhauers vor allem, und Oblomow ist der traurige Held, dessen Langeweile Gontscharow uns beschrieben hat. Endlos möchte Oblomow endlich tätig werden und kommt doch übers Bleistiftanspitzen nicht hinaus. Das Gegenbild haben wir aus Schillers Briefen zur ästhetischen Erziehung in Erinnerung – den Tatkräftigen nämlich, der in der Selbstgewissheit seiner Könnerschaft zunächst noch untätig verharrt und tags darauf dann mit einem grossen neuen Werk den Anfang macht. –



Auf das Thema der Langeweile ist später noch einmal zurückzukommen, nämlich um zu erklären, wieso die Zeit, die in der Befindlichkeit der Langeweile gegenwärtig sich dehnt, im Rückblick um so schneller verflogen zu sein scheint.

Glücksträchtig sei sinnvolle Tätigkeit in Nutzung unserer erlernten oder auch verbliebenen Fähigkeiten – so lautet also die klassische Lehre. Sinnfindungsprobleme werden entsprechend in freier Zeit aufdringlicher und für das Alter gilt das zumal. Im abermals nicht erfundenen Beispiel heisst das: Tätig war jene Alte gewiss, deren Wohnung man nach ihrem Tode mit Quiltkunstwerken ohne Zahl und ohne alle Absatzchancen angefüllt fand. Um eine sinnvolle Tätigkeit handelte es sich dabei allein schon ihrer Masslosigkeit wegen ersichtlich nicht. Ein gutes Kriterium für die Unterscheidung sinnvollen und weniger sinnvollen Tuns sind Anforderungen Dritter, deren Zustimmung und schliesslich Beifall. Allein schon aus diesem Grund ist Vereinsamung, die man mit Alleinsein nicht verwechseln darf, einer der ärgsten Feinde lebensglücksträchtiger Alterszeitverbringung.

An dieser Stelle ist vom modernitätsspezifischen Verhältnis der Generationen zu einander zu reden. Problemlos war das Verhältnis der Generationen nie. Aber die intergenerativen Zeitverhältnisse haben sich drastisch verändert. Man sieht das vor dem Hintergrund eines archaischen Generationenkonflikts, wie er im achten Kapitel des Lukas-Evangeliums erzählt wird. Es handelt sich hier um die Geschichte vom verlorenen Sohn, der sich gegen den väterlichen Rat das Erbe auszahlen liess und es, nicht überraschend, verprasste. Ins Elend gesunken kehrt er heim, der Vater freut sich und der daheim gebliebene Bruder, der am väterlichen Rat sich gehalten hatte, ärgert sich, dass zur Heimkehr des Tunichtgut ein Kalb geschlachtet werden soll. Die Lehre des Evangelisten ist, dass dieser Ärger nicht recht sei und jede wirkliche Heimkehr ein Grund zum Dank und zur Freude. Modern gelesen lässt sich der Geschichte vom verlorenen Sohn auch ein zusätzlicher Sinn abgewinnen: In stabilen Lebensverhältnissen ist der erfahrungsgesättigte väterliche Rat alterungsresistent. Eben das gilt in einer dynamisierten Zivilisation nur noch in eingeschränkter Hinsicht. Inzwischen ändern sich unsere Lebensverhältnisse in wesentlichen Hinsichten mit einer Dynamik, die die zwei, drei, gar vier Generationen, die in einer Familie miteinander verbunden sind, im Verhältnis zueinander historisch werden lässt. Es

bedarf der Veranschaulichung dieses Vorgangs nicht – vom Umgang mit den kommunikationstechnischen Innovationen bis zu den sich ändernden Formen der Familiengründung und vom Erfordernis, als Frau nicht nur ehedfähig, vielmehr ebenso auch berufsfähig zu werden.

Das ist es, was – wiederum literarisch gespiegelt – neue Formen von Generationenkonflikten literaturpflichtig gemacht hat. Dafür steht Turgenjews Generationenroman „Väter und Söhne“, und hier sind es die Söhne, die in wohlbestimmter Hinsicht gegenüber den Vätern den Erfordernissen der Zeit zu entsprechen wissen. Für Alte und Junge bringt das Schwierigkeiten mit sich. Die Alten fallen rascher aus den Aktualitäten heraus, und die Jungen, die sich in soweit ratlos in die Aktualitäten hineinzuarbeiten haben, leben entsprechend riskanter. „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“ – das wäre auch für diese Lage ein passendes Alterswort.

Zusammenfassend gesagt: In einer rasch sich ändernden Welt werden die intergenerativen Beziehungen spannungsreicher. Familienstrukturen lösen sich darüber keineswegs auf. Aber sie ändern sich. Das Zusammenleben von Alten und Jungen unter einem Dach wird seltener – nicht nur der sich verlängernden Alterslebenszeit wegen, vielmehr vor allem wegen der wachsenden Unvereinbarkeit moderner Berufstätigkeiten mit Alltagszuständigkeiten für Altenteillebenswelten. Kurz: Alte und Junge leben und wohnen heute wie nie zuvor getrennt, und wesentliche Teile der Alterslebenshilfen wird professionalisiert. Kulturkritische Kommentare zu diesem Bestand sind wohlfeil, und dennoch zielt auch hier die Kulturkritik oft daneben. Die Familie zerfällt keineswegs. Sogar grossfamiliäre Bindungen erneuern sich, gestützt durch die Mühelosigkeiten moderner technischer Kommunikation, und der Reisekomfort erleichtert wie nie zuvor Familienfeste. Familienleben ist heute wie nie zuvor fotografisch illustriert, digitalisiert sogar, und in Nutzung der Verbalisierungskompetenzen, die uns über dramatisch verlängerte Schulzeiten zugewachsen sind, finden wir heute auch Familienhistoriographien wie nie zuvor verbreitet – geschrieben von Alten am Schreibtisch ihrer Seniorenresidenzen.

Das war ein Blick in wohlvertraute Alterslebenswelten mit ihren modernisierungsabhängig veränderten Zeitstrukturen. Auf die damit verbundenen existentiellen Heraus-

forderungen wissen, nach Ausweis zeitbegünstigter moderner Seniorenkultur, vor allem diejenigen Alten produktiv zu antworten, die sich noch in jenem Alter befinden, das unsere Gerontologen das „junge Alter“ nennen. Es zählt im Sinne eines groben Anhalts vom Pensionierungsalter bis an die Schwelle zum Eintritt in das neunte Lebensjahrzehnt. Danach haben wir es mit dem so genannten „alten Alter“ zu tun, das ich im Folgenden einzig durch eine altersspezifische Zeit-Erfahrung charakterisieren möchte.

### III. Schnell vergängliche Alterszeit.

Dass die Zeit subjektiv alterungsabhängig rascher vergeht, wird nicht erst im Alter erfahren. Aber im hohen Alter gewinnt diese Erfahrung an Aufdringlichkeit. Man vergegenwärtige sich das am vertrauten Beispiel des Zeit-Kommentars anlässlich eines neuerlichen Klassentreffens, zu dem sich die Senioren nach jüngst vergangenen weiteren zwei Jahren versammelt haben. Noch schneller als die vorvergangenen zwei Jahre seien diese Jahre vergangen – so heisst es dann. Die Klage über die Vergänglichkeit der Zeit ist bekanntlich alt. Aber sie ist überdies altersspezifisch und für das Erstaunen, dass sich das Vergehen der Zeit im Alter sogar noch zu beschleunigen scheint, gilt das erst recht. Was ist der Grund dieser Erfahrung, deren subjektiver Charakter vor dem irritationslosen Gleichmass im Ablauf der omnipräsenten Uhrzeit an Aufdringlichkeit noch gewinnt? Es ist nützlich, sich zur Beantwortung dieser Frage zunächst an eine Gemeinerfahrung mit Wegzeiten zu erinnern. Wege, die wir zu einem gegebenen Ziel zum ersten Mal passieren, ziehen sich in die Länge, nämlich zeitlich. Durcheilen wir sie als altvertraute Wege zum zahllos wiederholten Mal, so ist die Wegzeit zusammengeschrumpft, und es lässt sich genau sagen, wieso das so ist. Es beruht auf dem Faktum, dass der noch unbekante Weg unsere Erwartungen ins unbestimmte hinaus sich ausdehnen lässt, während der wohlvertraute Weg uns im Anblick des schönen Friedhofs, hinter dessen markanten Lebensbäumen wir wohnen, uns aufatmen lässt: „Ah, da ist er ja schon!“.

Auf den Lebensweg übertragen heisst das: Seine Überraschungsträchtigkeit nimmt gegen sein Ende hin ab. Grosse Alternativen sind nicht mehr in Aussicht. Die noch unbekannteren Möglichkeiten, die man in jungen Jahren vor sich hatte, sind gleichsam konsumiert. Man hatte schliesslich diesen Lebenspartner gewonnen und keinen anderen, und unbeschadet der grösseren Freiheiten modernen Lebens, den Partner zu wechseln, wäre doch im alten Alter ein solcher Wechsel altersinadäquat, und entsprechend würden Familie, Nachbarschaft und alte Kollegen das kommentieren. Definitiv alternativlos ist bis in gesetzliche Alimentierungspflichten und unabwendbare Erbschaftsansprüche hinein das Faktum, diese Kinder statt keine oder andere zu haben. Wer sich spätestens im jungen Alter kein Haus gebaut hat, baut sich im alten Alter keines mehr. Hätte man sich aus dem Präsidium des Seniorenverbands nicht ohnehin längst verabschiedet, würde man inzwischen darum gebeten worden sein, was man zu seinem Vorteil rechtzeitig vermieden hat.

Ist es nötig, mit solchen Vergegenwärtigungen der alten Alterszeit als einer Zeit unpassender Neugier auf das, was nun wohl noch kommt, fortzufahren? Die Präntention, sich noch einmal für ein neues, ganz anderes Leben zu entscheiden, gälte als Altersnarrheit und erschiene, soweit sie nicht pathologisch wäre, als lächerlich. Bekömmlichkeiten und Unbekömmlichkeiten, die uns ins Wohlbefinden leiten, sind ausgeprägt. Die Erinnerung an lebenstragende Freundschaften mit längst Verstorbenen sind oft wichtiger als neue Freunde. Die Fülle des Neuen, weil ohnehin nach Kräften und Zeit nicht mehr lebbar, verliert ihre Attraktion, und wer gern gelesen hat, liest jetzt umso lieber, was sich mit Gewinn wiederholt lesen lässt. Für den Umgang mit der Musik gilt Analoges. Generell wird wichtiger, was unbeschadet seines Alters nicht veraltet. Wir kennen ja diese Zeitstruktur bereits als die spezifisch moderne temporale Struktur dessen, was wir das Klassische nennen. Zusammengefasst heisst: Die Zeit des alten Alters vergeht rascher, weil die Menge der Lebensperipetien, auf die wir uns noch einzustellen hätten, abnimmt. Fast alles ist schon getan, und was an Fälligkeiten verbleibt, geht uns langsamer von der Hand, was dann auch objektiv die disponible Zeit schrumpfen lässt.

Es wäre falsch, in solchen Sätzen einen Ton der Resignation vernehmen zu wollen. Resignation setzte voraus, das alles auch ganz anders ginge. Ein entsprechendes coa-

ching in der Absicht, noch einmal mit einem ganz anderen Leben den Anfang zu machen, wäre schlechterdings lebenssinnwidrig. Zu leben heisst, es schliesslich hinter sich zu haben und den Tod vor sich. Das ist nun freilich ein Satz, den man in der gerontologischen Literatur kaum finden wird. Aber das ist lediglich deswegen so, weil diese Literatur mit ihren Ermunterungen, Anleitungen und Einladungen sich ja zumeist an das junge Alter wendet, während dieselben Ermunterung, Anleitung und Einladungen jenseits ungewisser Zeitpunkte im alten Alter schliesslich belästigend wirken müssten.

Dazu passt die Alterslebenserfahrung, dass im Fall des gesunden hohen Alters, der ja nicht selten ist, mit der temporalen Nähe des Todes die Erfahrung seiner Bedrohlichkeit keineswegs zunimmt. Er schliesst in seiner Zugehörigkeit zum Leben das Leben ab, und der Lebenssinn dieses Abschlusses bringt sich im Unsinn des Gedankens zur Evidenz, sich das Leben, wie wir es hienieden tatsächlich leben konnten, als ewiges Leben zu denken. Dieser Gedanke ist nicht wegen der Schrecken des Lebens unsinnig, sondern wegen der Unlebarkeit eines irdischen Lebens über sein Vollbrachtsein hinaus. So weiss es auch ein russisches Märchen, in welchem Gott dem zudringlichen Wunsch eines Alten nachgibt, er möchte ewig leben, hienieden eben. Es kommt wie es kommen muss. Nur wenige Jahrzehnte über das übliche alte Alter hinaus wird das dem Alten unerträglich. Er widerruft seinen Wunsch und bittet, endlich sterben zu dürfen. Gott begnadigt ihn zu fünfhundert Jahren Leben, die er in einer Höhle verbringt – bekehrt zur Weisheit von der Zugehörigkeit des Todes in dieser uns einzig bekannten Welt.

Ikonographisch ist uns der Tod, der das Leben nicht abbricht, vielmehr beschliesst, als guter Tod vertraut – vom Tod als Freund der Nazarener bis zu den vielen Simeon-Bildern. Gegenbilder gibt es selbstverständlich auch noch – besonders eindrucksvoll in der Ikonographie eines spezifischen Alterslasters, des Geizes nämlich. Der Geiz – das ist der Greis, der sichtlich das Leben hinter sich hat und zu seiner einzig verbliebenen Freude sich am Anblick seines Geldschatzes weidet. Geld – das ist, metallisch, papieren oder als virtueller Schatz, der in Kontoziffern präsent ist, nicht Lebenswirklichkeit, vielmehr als pures Tauschmittel ein Medium unbestimmter Möglichkeiten einiger Zugänge zur Wirklichkeit. Schwelgen im Anblick von Mög-

lichkeiten, die man als noch lebbare Wirklichkeiten längst hinter sich hat – das ist hier die Wirklichkeit einer Alterszeit in ihrer unerfreulichen Leere. Die Lebensfreude des Alters ist demgegenüber die Freude erfüllter Zeit. Sie wird im Lebensrückblick vergegenwärtigt, der evident macht, dass nichts für das eigene Leben und für die eigenen Lebensbeziehungen wirklich Wichtiges und Dringliches noch zu tun bleibt. Wilhelm Raabe nannte das die schöne Erfahrung, „nicht mehr nötig zu sein“. Gewiss: Wer hätte nicht vieles versäumt? Das will anerkannt, aber doch, sagen wir im zehnten Lebensjahrzehnt, nicht mehr nachgeholt sein. Die Erfahrbarkeit des Lebensglücks ist darüber auch im hohen Alter nicht reduziert. „So schönes Wetter heute, und ich noch dabei!“ – wer das sagen kann, freut sich doch schon, meinte Wilhelm Raabe.

Soweit der kleine Versuch, plausibel zu machen, wieso die zum alten Alter gehörende Nähe des Todes, statt das Lebenseinverständnis zu trüben, zum Teil dieses Einverständnisses wird. Den guten Tod gibt es also, und im Zeitalter rasch expandierender Alterslebenszeit wird er sogar öfter als früher erfahren. Öfter und aufdringlicher als früher wird eben damit auch der vorzeitige Tod erfahren – jede Unfallmeldung lehrt es und die höchst verschiedenen Lebensgeschichten im Kreise unserer Familien und Freunde tun es ohnehin. Kulturgeschichtlich und existentiell bedeutet das: Die Ungleichheit unserer Schicksale im Leben und Sterben nimmt zu. Der Tod, gewiss, macht uns alle gleich, und *sub specie aeternitatis* ist der Unterschied von früher und später auch keiner mehr. Aber mit der Fülle moderner Lebensmöglichkeiten haben wir umso häufiger Anlass, den Unterschied zu beklagen, den es macht, früher oder später und unter diesen oder jenen Umständen zu sterben. Zugleich lässt sich auf diese Erfahrung von Ungleichheit, deren Aufdringlichkeit in egalitär verfassten Gesellschaften überall zunimmt, nicht sinnvoll mit sozialkritischen Egalisierungsprogrammen reagieren. Wir haben vielmehr zusätzliche Gründe, über Unverfügbarkeiten zu klagen. Aber anklagen lässt sich niemand, und auch das bringt zur Evidenz, wieso just in modernen und damit auch säkularisierten Kulturen Lebenserfahrungen an Intensität gewinnen, auf die sich rational weder moralisch noch politisch, vielmehr einzig religiös antworten lässt.

Aber auch einen säkularen Ausgleich für den Unterschied kurzer und langer Lebenszeit gibt es noch, und davon soll abschliessend die Rede sein. Wir erinnern uns an das Thema der Langeweile, die die Zeit gegenwärtig zähflüssig vergehen, die Vergangenheit aber im Rückblick verflogen sein lässt. Genau komplementär dazu ist die tätig verbrachte Gegenwart eine Zeit, von der wir gar nicht genug haben könnten, und im Rückblick wird eben das als Fülle der Zeit erfahren. Man kann auch sagen: Die subjektive Länge der Lebenszeit spiegelt sich in der Länge der Erzählzeit, die wir bräuchten, um die Fülle des Getanen und Geschehenen zu vergegenwärtigen. Kulturell ist uns dieser Effekt, der das tätige Leben als erfülltes erleben lässt, durch den verbreiteten Topos der Frühvollendung vertraut, die sich im Kontrast der wenigen Lebensjahre und der unerklärlich langen Liste bedeutender Werke manifestiert. Der Wunsch, eben in solchen Fällen hätte das Leben doch, um uns Hinterbliebene mit zusätzlichen Werken zu erfreuen, einige Jahre längern dauern sollen, erschiene als Undankbarkeit. Auch für schlichtere Lebensverhältnisse gilt das, und die Wirklichkeit ganz anderer Lebensumstände, die uns ihrer Trostlosigkeit wegen stattdessen klagen liessen, ist dabei nicht übersehen.